



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Rhamm, Karl: Germanische Altertümer aus den Bauerdörfern Nordungarns
: 2. Von Kremnitz nach Krickershäu.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

wurde; die Arbeiter sollten verleitet werden, mit unerfüllbaren Forderungen an die gesetzgebenden Körperschaften heranzutreten und aus der natürlich erfolgenden Ablehnung dann die Unhaltbarkeit der heutigen Ordnung entnehmen. Einen Beleg hierfür bietet der sozialdemokratische Entwurf des sogenannten Arbeiterschutzgesetzes, der neben manchen brauchbaren Einzelheiten im Grunde doch nur auf eine ganz unmögliche Organisation des Arbeiterstandes hinausläuft und bekanntlich in wenigen Monaten über 200 000 Unterschriften, darunter einen ganz erheblichen Teil vonseiten der Fachvereine, zusammengebracht hat. Machte sich anfänglich diese sozialdemokratische Einwirkung auf den Gang und die Entwicklung der gewerkschaftlichen Organisation nur versteckt geltend, um zaghafte Elemente nicht abzustößen, auch die junge Organisation nicht zu gefährden, und wurden bezüglich Anspielungen stets im Tone sittlicher Entrüstung zurückgewiesen, so glaubte man doch nach und nach die Schleier mehr lüften zu sollen oder mochte sich auch von der ferneren Unhaltbarkeit dieses Maskenspielles überzeugt haben. So ist neuerdings als Ziel der Gewerkschaften die Wahrung der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Interessen ihrer Angehörigen, insbesondere die Regelung von Arbeitszeit und Lohn und sonstige Aushilfe auf Gebieten, wo die Gesetzgebung den Arbeiter im Stiche ließe, als ihr Hauptzweck aber die Ausbildung des Klassenbewußtseins mehr oder minder offen anerkannt worden, ja die ganze gewerkschaftliche Organisation als „das Rückgrat der Sozialdemokratie,“ als „ihre Reserve, welche die nötigen Rekruten liefere,“ und als „ein für den endlichen Emanzipationskampf des Proletariats unentbehrlicher Faktor“ bezeichnet worden.

(Schluß folgt.)



Germanische Altertümer aus den Bauerdörfern Nordungarns.

Von Karl Rhamm.

2. Von Kremniß nach Krikerhäu.



Die Lage von Kremniß (ungarisch Körmöcs banya, slowakisch Kremnica), von der Höhe des Bahnhofes aus gesehen, ist herrlich. Die alte Bergstadt liegt unten in einem Kessel, dessen Sohle sich jedoch nach Norden zu gegen das am Rücken der Wasserscheide gelegene Dorf Berg in ziemlich gleichem Anstieg hebt, sodaß die große Straße hier ohne zu künstliche Windungen verlaufen kann. Schon der sehr abschüssig liegende Ring bezeichnet den Anfang

dieses Aufstieges, auf der höchsten Erhebung desselben, sofern er noch in den Bereich des Kessels fällt, erhebt sich mit einigen Resten von Befestigungsmauern der alte Dom, häufig die letzte Zuflucht der Bürger in Kriegszeiten. Der obere Stadtteil, der ältere, schließt sich enger an Dom und Ring, der untere macht es sich mit seinen Gärten im Grunde bequemer. Die andern Seiten des Kessels steigen in Schutt- und Schlackenhalden oder Wiesenlehnen ziemlich steil empor. So malerisch die Stadt sich ausnimmt, so öde und verlassen ist der Eindruck, den sie im Innern macht, nur an Markt- und Sonntagen belebt sich der Ring mit den hohen, kräftigen Gestalten der Bauern in ihrer buntfarbigem Tracht aus den umliegenden, wenn nicht mehr durchaus der Sprache, so doch der Abstammung nach deutschen Dörfern. Obgleich die Stadt etwa 10 000 Einwohner zählt, findet man doch in ihren Wirtschaftshäusern, oder vielmehr im „Hirsch,“ dem ersten, wohl nach unserm Begriffen einzigen städtischen Gasthose, in den man mich gewiesen hatte, kaum die Bequemlichkeiten, die man in den bessern Wirtschaften der reichern Dörfer meines engeren braunschweigischen Vaterlandes genießt. Daß das Anwesen, wie es kastellmäßig in Wohn- und Wirtschaftsgebäuden den innenliegenden Hof umschloß, nach echt ungarischer Weise nur einstöckig war, darüber hätten mich meine Erfahrungen aus Szegedin und andern Orten trösten können, wo ich unter gleichen Verhältnissen sehr gut aufgehoben war; auch der anstoßende Garten war weit und geräumig, um der Küche alles Wünschenswerte zu liefern; aber das Ganze machte einen ebenso verkommnen Eindruck wie die Stadt selbst, woran die Erklärung, daß die Hausfrau nach dem Tode ihres Mannes den Geschmack an Wirtschaften verloren habe, für mich nichts besserte. Ich persönlich hatte noch das besondre Unglück, daß mein Geburtstag in die Tage meines Aufenthaltes fiel, und daß mich der Haber stach, denselben durch einen Nachmittagskaffee feiern zu wollen, gewiß, wird man meinen, ein bescheidener und leicht zu erfüllender Wunsch. Ich drückte mein Begehren dem Kellner aus, aber aus der Küche erscholl der Bescheid, daß vor Abends grundsätzlich kein Feuer auf dem Herde angezündet werde. Somit verließ ich das ungestliche Haus und begab mich innerhalb der Banmeile der Stadt auf die Suche. Nachdem ich an zwei weitem Stellen — ich bitte, mir den Ausdruck „Wirtschaft“ erlassen zu wollen — vergeblich angeklopft, wurde ich endlich von einem ältern Herrn nach einer entlegnen Gasse gewiesen, auf der sich ein „Kaffeehaus“ finden sollte. Ich fand ein unscheinbares und verdächtig aussehendes Häuschen ohne Schild oder sonstiges Kaffeezeichen, trat indes, auf die Gerechtigkeit meiner Sache vertrauend, ein und wurde außer von einer ältern Bettel von einem jungen „Freilein“ bewillkommet, die vielleicht nach R. Frenzels Urteil künstlerisch ansprechend, indes, wohl durch den hohen Thermometerstand entschuldigt, nicht recht zulänglich bekleidet war, eine Hebe, welche allerdings manches bei den obern und untern Göttern feil hatte, aber nicht den gewünschten Nektar, weshalb ich eiligst das Hasenpanier ergriff. Ich beschloß meinen Geburtstag ohne Kaffee.

Mit der deutschen Bürgerschaft der Stadt bin ich in keinerlei Berührung gekommen, habe indes vielleicht keinen Anlaß zum Bedauern, da, wie mir von slawischer Seite mit einer gewissen Geringschätzung bemerkt wurde, die Deutschen in Kremnitz, wiewohl deutsch von Sprache, Sitte und Gefühl, es doch für eine Grobheit ansehen, als Deutsche angeredet zu werden. Da ihnen außerdem durch die Politik der „forcirten Magyarisirung,“ wie ein Ungar mir gegenüber mit anerkannter Aufrichtigkeit das Kind beim rechten Namen nannte, alle Mittel zur Pflege ihrer Muttersprache vorenthalten sind, so sind sie rettungslos dem Slawentum verfallen, und es öffnen sich auch für sie damit die Arme des Panlawismus, dessen geschäftiger Wühlarbeit man hier überall begegnet. In frühern Zeiten war das anders, damals, als die deutschen „Gäste“, durch königliche Freibriefe geschützt, sich selbst regierten und allen Fremden hartnäckig die Niederlassung verwehrten, wie u. a. folgende Begebenheit zeigt. Um die Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts — ich folge einer urkundlichen Mitteilung des Herrn Stadtarchivars Kriskko — ließ sich ein Slave in der Stadt nieder, der durch Holzhandel auf der Gran, womit er den königlichen Hof wie die Ansitze der Magnaten versorgte, große Reichtümer erworben hatte. Zwölf Jahre lang hatte er unangefochten dort gewohnt, da fiel es den Bürgern ein, sich auf ihre Rechte zu besinnen und ihn aus der Stadt zu verweisen. Er mußte sich an den König wenden, an Ladislaus V., welcher ihm in einem auf seine Person ausgestellten Privileg — anders ging es ohne Verletzung der städtischen Freiheiten nicht — das Recht des Aufenthaltes in Kremnitz verlieh. In der beigefügten Begründung dieser Auszeichnung wurden neben den Verdiensten, die sich der Holzbaron um den König und den Staat erwerbe, den Kremnitzern auch seine Verdienste um ihre Stadt zu Gemüte geführt, die darin bestanden, daß er dieselbe zuerst mit einem palatium, d. i. mit einem Steinhause, geziert habe. Indes diese Verdienste leuchteten den Bürgern so wenig ein, daß sie ihn, den sie nicht ohne weiteres verjagen konnten, durch allerlei Auflagen, Steuern und Bräuche auszuräuchern suchten, bis er sich endlich durch ein neues Diplom vom König Mathias Corvinus Ruhe verschaffte.

Meine Hoffnung, auf dem städtischen Archiv urkundliche Zeugnisse über die fragwürdigen Verhältnisse der Hausgenossenschaften in den benachbarten Dörfern, die zum Teil in den Gerichtsbann der Stadt fielen, zu finden, erfüllte sich nicht, auch Kriskko, heute Oberbuchhalter, der in seiner sechzehnjährigen Thätigkeit als Archivar das Archiv zu urkundlichen Studien über die Geschichte von Kremnitz durchstöbert hatte, erinnerte sich nicht, auf etwas bezügliches gestoßen zu sein. Ich sah mich vorderhand einzig und allein auf die lebendige Überlieferung angewiesen, die ich denn in Krickerhäu, als meinem Hauptquartier, eingehend zu studiren gedachte. Ich hatte von Anfang meiner Reise an sie als eigentliches Ziel ins Auge gefaßt. Krickerhäu war ja der Ort, der mir zuerst als Sitz jener merkwürdigen Hausgenossenschaften benannt war. Der Markt Krickerhäu,

der, obgleich er sich auch eine Stadt schelten läßt, und trotz seiner 3000 Einwohner und darüber, in Wirklichkeit nichts ist als ein gewöhnliches Bauerndorf, eignet sich insbesondre auch darum zum Sitze der Untersuchung, weil der Ort, von Anfang an groß genug, um selbständig eigenartige Zustände zu entwickeln, nie Bergbau getrieben hatte und sohin von jedweden Verdachte ungehöriger Einflüsse knappschäftlichen Ursprunges durchaus freizusprechen war. Endlich war die „Stadt“ Krickerhäu ein größerer Ort, in welchem schon eine gewisse Bequemlichkeit zu vermuten war, vor allem, es war der Wohnort des Postmeisters Woland, an den ich durch seinen langjährigen Freund G. empfohlen war, Wolands, der mir gefällige Auskunft gegeben, Wolands, dem ich mich schon zu längerem Aufenthalte angemeldet hatte. „Gehen Sie zum Postmeister Woland — hatte ja G. gesagt —, da werden Sie schon gut aufgehoben sein.“ Diese Worte klangen mir immer seitdem im Ohre, sie entzündeten meine Phantasie und malten mir eines jener behaglichen Postwirthshäuser hin, wie man sie in Oesterreich und Baiern auf dem Lande und in kleinen Städten so häufig antrifft, mit dem Komfort der Stadt, aber ohne deren Teuerung und Störungen bei ländlicher Beschaulichkeit. So erschien mir Krickerhäu während meiner ganzen Reise als ein Capua, in welchem ich mich von den Strapazen der slowakischen Wüsteneien erholen würde. „Gedulde dich nur bis Krickerhäu,“ so tröstete ich mich unterwegs. „Du wirst dort dein nettes Stübchen haben mit Kanapee und einem guten Bette. Die behäbige Wirtin wird sich nach deinen leiblichen Bedürfnissen erkundigen, und anstatt der groben und unsichtbaren bairischen Wirte steht der Freund Woland bereit, deine Arbeiten mit sachverständigem Rat und That zu unterstützen.“ Aber diese Fata morgana zerfloß, je mehr ich mich dem Orte meiner Sehnsucht näherte. Es mochte noch hingehen, daß man in entlegenen Orten, wie Gaidel, Deutsch-Praben, so schlecht unterrichtet war, daß man von einem Postmeister Woland nichts wußte. Aber in dem nur drei Stunden entfernten Kremnitz selbst begegneten meine Umfragen nach einem Postwirthshause nur Kopfschütteln und ungläubigen Gesichtern, kaum daß man den Namen Wolands kannte. Gab ich meiner Frage eine andre Wendung und erkundigte mich nach einem Nachtquartiere, so sagte der eine: „Nun, der Revierförster hat Betten“; der andre: „Vielleicht können Sie auch bei dem Juden bleiben“; ein dritter: „Auch der Lehrer hat ein Bett!“ Herz, was willst du mehr? Aber von Woland kein Wort, er fing an, mir zu einer mythischen Person zu werden. Jetzt fielen mir aber meine Verpflichtungen gegen Woland bleischwer aufs Herz, und ich wurde tief betrübt. „Und wenn er nur ein Hundeloch mit einem Strohsack hat, sagte ich zu mir als gewissenhafter Mann, so mußt du dich wenigstens eine Woche lang zerstechen lassen.“ Ich verwünschte meinen Freund, den Bergingenieur G., ich verwünschte meinen Freund Woland und ganz Krickerhäu.

Indes, das Abenteuer mußte einmal bestanden werden, und so machte

ich mich, nicht in der besten Laune, eines schönen Tages bald nach Mittag auf den Weg nach der gelobten Stadt. Hat man die Schlackenhalben, welche diese Seite des Kessels bilden, erstiegen, so befindet man sich auf einer ziemlich offenen Hochebene, über der sich näher und ferner bewaldete Kuppen und Rücken, nach Osten zu, vor Neusohl, dräuende Bergeshäupter erheben. In etwa 1½ Stunden steigt man zu dem Querschnitt eines kleinen Baches hinab, an dem sich das Dorf Kuneschhäu, Kunos Häu, entlang zieht. Auch hier die zweistöckigen Geschlechtshäuser wie in Gaidel, meist mit Stroh gedeckt, der First nach dänisch-schwedischer und polnischer Art durch paarweise quer darübergehängte, oben durch einen Holznagel zusammengesteckte Dachreiter (hängeträ dänisch) befestigt. Ich hielt mich in Kuneschhäu nicht lange auf und wurde aus der Schenke, der ich einen Besuch abgestattet, nach kurzem Verweilen vertrieben durch die Unmöglichkeit, den mir für einige Kreuzer gereichten Schnaps, ein verblüffendes Maß verdünnten Spiritus, zu genießen, und das menschenfreundliche Bestreben, dem gutmütigen Wirte meine ihm und einem dabeisitzenden Bauer unbegreifliche Verschmähung als eine durch die Eile gebotene Entfugung darzustellen. Ich schenkte das herrliche Getränk dem Bauer, der, erst ungläubig, dann, als über den Ernst meines Schenkwillens kein Zweifel bestehen konnte, in ein seliges Entzücken geriet, und schied mit dem Bewußtsein, mir hier einen warmen Freund erworben zu haben. Wieder stand ich auf der Hochebene und setzte meinen Weg über die Felder fort. Dann mündete der Weg in einen Hochwald ein, wo er sich sofort teilte und mich in die Verlegenheit einer Wahl brachte, von der ich den denkbar schlechtesten Gebrauch machte. Nach einer halben Stunde Steigens befand ich mich am Ende eines Holzweges; Beweis und zwar ein schlagender: ein ausgedehnter Holzschlag von neben- und übereinander gestürzten mächtigen Bäumen, die sich dem Fortkommen auf Schritt und Tritt in den Weg stellten. Zum Glück fand ich ein paar slowakische Hirten, die mich wieder in die Richtung wiesen. Dann ging es einen ziemlich steilen Abstieg auf der andern Seite des Waldrückens hinab, bis sich endlich die Landschaft öffnete und die obersten Felder und Wiesen Krickerhäus sichtbar wurden. Jetzt galt es wieder weise Vorsicht zu gebrauchen, um nicht am falschen Ende des zwei Stunden lang in dem quer vorliegenden Thale gelegenen Ortes zum Vorschein zu kommen, denn die Wege teilten sich fortwährend, und der Ort wie der Zwiebelturm seiner Kirche blieb bis fast zuletzt vor den Unebenheiten des sich stetig senkenden Geländes versteckt. Doch gelang es mir, den Weisungen eines in einen langen Schafpelz gehüllten Bauers folgend, gerade in der Mitte abzukommen, die, wie es sich in Ungarn schickt, durch die Kirche und durch das Gewölbe des Juden bezeichnet wird. Da es schon Abend und keine Zeit zu verlieren war, fragte ich einige zusammenstehende Weiber nach der Wohnung Wolands, die, wie ich vernahm, am untern Ende des Dorfes lag. Wieder begann die Wanderung nach bekannter Weise thalab an hochstöckigen, von Stroh-

dächern beschirmten Geschlechtshäusern hin, bald den erst neuerdings vom Wildwasser mit Geröll beschütteten Bach entlang, bald auf sportsmäßig genommenen Steinblöcken hinüber, dann stand ich erstaunt vor einem stattlichen Hofe, dessen Vorderseite fast ganz durch ein langes, hochragendes, massives Wohngebäude eingenommen war. Es war das Ziel meiner Reise, das Haus des Postmeisters Woland. Ich trat durch das Thor in den Hof und fand nach einigem Suchen in einem Nebenhause eine stattliche Bauerfrau, die sich als Wolands Ehehälfte zu erkennen gab. Er selbst wäre augenblicklich nicht zu Hause, aber mir genügte die Hauptsache, die Versicherung, daß sie selbst zur Nachtherberge nicht eingerichtet wäre, um ohne Säumen meine Schritte zur Kirche zurückzulenken, denn dort waren nun meine letzten Hoffnungen verankert, dort wohnten der Förster und der Jude dicht beieinander — der Lehrer, den ich selbst eben in Kremnitz gesprochen hatte, kam als abwesend nicht in Betracht. Zuerst versuchte ich mein Glück bei dem Revierförster, fand aber nur eine slowakisch redende Magd zu Hause, aus der ich mit Mühe die niederschmetternde Nachricht herausbrachte, daß ihre Herrschaft über Land gefahren sei und erst gegen Mitternacht zurück erwartet werden dürfe. Mir blieb also nur „der Jude,“ dessen Schenke ich nun aussuchte, aber nur um auch hier zu erfahren, daß er kein Bett für mich habe. Was nun? Ich ließ mir einen Wein geben und nahm auf einer Bank im Gastzimmer Platz, unter einem Haufen schafsbepelzter Bauern, in fortwährender Gefahr, Zeuge einer Prügelei zu werden, mit welcher ein vollständig Betrunkener seinen gelassen dastehenden Widersacher, vor dem er die Fäuste schüttelnd umhertobte, bedrohte. Das war also das gelobte Krickerhäu, in dem ich friedlich mein Zelt aufschlagen wollte. Eine Stadt von dreitausend Seelen, in der keine Unterkunft zu finden war, nicht etwa, weil alle Gasthäuser bis auf das letzte Zimmer besetzt gewesen wären, sondern einfach weil kein einziges solches Zimmer vorhanden war. Sollte ich etwa die Gastfreundschaft eines der Schafpelze in Anspruch nehmen müssen? Als ich so in Gedanken dasaß, öffnete sich die Thür, ein noch junger, städtisch gekleideter Mann mit angenehmem Gesicht trat herein und begrüßte mich herzlich. Es war kein anderer als Woland selbst, der auf die Kunde meiner Ankunft herbeigeilt war, um mir aus der Not zu helfen. Bald darauf erfuhren wir, daß auch der Förster nun doch schon früher heimgekehrt sei, und machten uns beide auf den Weg hinüber. Die beiden jungen Leute, er ein Böhme, ein kleiner Mann mit schwarzem Vollbart, seine Gattin aus Preßburg, hießen mich willkommen und stellten mir sogleich ihre zwei besten Zimmer zur Verfügung.

Das Haus des Revierförsters Nachtnebel mußte mir in der That wie eine Dase in der Wüste erscheinen. Wenn auch von außen klein, einstöckig und unscheinbar, bot es doch mit seiner Veranda und seinen Blumenranken einen freundlichen Anblick und war im Innern durchaus behaglich modern eingerichtet. Meine beiden Stuben waren mit Mahagonimöbeln, offenbar den Hauptstücken

der Aussteuer, ganz besteckt und überfüllt mit einer Unmenge jener kleinen und zerbrechlichen Nippfachen, die das eine Geschlecht so sehr liebt und das andre am liebsten aus dem Fenster würfe. Schoner hier und Schoner da, Jagdtrophäen an den Wänden, Porzellanfiguren auf den Schränken und Kommoden u. s. w. — alles entzückend anzusehen für Gevattern und Basen, aber beim Arbeiten nicht eben förderlich. Auch die Verpflegung war so ausgezeichnet, daß kaum einige Lücken des Küchenzettels daran erinnerten, daß die Bedürfnisse unsers Tisches hauptsächlich aus den Erträgen des Hühnerhofes und des Gemüsegartens bestritten werden mußten, denn einen Metzger gab es natürlich in Krickerhäu nicht. Des Morgens vortrefflicher Kaffee mit ungewässelter Milch, Mittags mein Leibgericht, Paprikahähdel mit Nockerl, des Abends — aber hier läßt mich mein Gedächtnis im Stich, um sich indeß sofort wieder aufzufrischen und zu einem Hymnus auf die Hausfrauen von Preßburg zu ermannen bei der Erinnerung an die 90, sage neunzig, Krufen, Gläser und Töpfchen, die mir die kleine Försterin, als ich mich einmal in ihr Revier verirrte, triumphirend zeigte, alle gefüllt mit Fruchtsäften, Marmeladen, Gelees und Kompots, einen wahrhaften Hort der (Nacht)nebelungen, der dazu bestimmt war, in die ewige Teufe des für Süßigkeiten, wie es schien, fast unergründlichen hausväterlichen Magens versenkt zu werden, denn die liebe Frau — so gestand sie mir — rührte alle diese süßen Dinge nicht an, sie möchte nur Saures, aber ihr Mann wäre ein großer Liebhaber. Nur eines fehlte dem Horte: der Fluchring Andwaris, denn daß das eheliche Glück und der häusliche Friede durch die süße Begehrlichkeit des Gatten gestört worden wäre, wie anderwärts leicht zu befürchten, davon konnte keine Rede sein. Eine seltene Frau in der That, eine einzige Frau: eine Frau, die selbst Süßigkeiten verschmäh't, eine Frau, die trotzdem ganz in Süßigkeiten webt — für ihren Mann; eine Frau, welche keinen Versuch macht, durch die unwiderstehliche Beredsamkeit ihrer Zunge den Gatten zu überzeugen, daß Süßigkeiten sehr schädlich für den Magen, sehr verderblich für die Zähne seien, und daß es gänzlich unmännlich und unwardmännlich sei, dergestalt in einem Dickicht von Apffelkraut, Beeren, Nüssen u. s. w. zu pürschen und seiner zarteren Hälfte zuzumuten, eine solche Hekatombe von Wohlgeschmack auf dem Altar des Eheglücks darzubringen und seinem Schwelgen bei einer sauern Gurke zuzusehen. Freilich, da sind unsre Männer besser gezogen: haben sie Geld, so können sie sich dergleichen kaufen; haben sie keins, so können sie sich mit dem Malerpinsel ihrer Frau den Mund wischen. Gewiß, ein beneidenswerter Mann, dachte ich, denn ich muß gestehen, ich fühlte mich selbst nicht gleichgiltig gegen diese Schätze. Aber leider waren sie für mich nur Schaugericht und blieben mir verschlossen wie der Berg Sesam. Natürlich, es war ja Hochsommer, und der Glieder reifte gerade seine schwarze Büschelfrucht, bei uns Keileken genannt. Da war es nur zeitgemäß, den Gast mit Keilekenmus zu laben, einem Gericht, wie die Frau Försterin versicherte, höchst bekömmlich, aber allerdings, wie sie

liebenswertig genug war, zuzugeben, nicht nach jedermanns Geschmack. So durfte ich meiner Galanterie gestatten, diese Hintertür zu benutzen und bei einigen Anstandsöffeln zuzusehen, wie das Familienhaupt vergnügt einige Teller schmauhte, zu allem Überfluß durch den Umstand getröstet, daß ich Zeuge gewesen war, wie die zwei Ferkelchen des Hauses eine gelungene Razzia in den auf dem Boden der Veranda niedergelegten Napf mit den frischgepflückten Reisleken ausführen konnten, bevor es den zur Bewachung aufgestellten Kindern gelang, sie zurückzuschlagen.

So gut ich nun im Forsthaufe aufgehoben war, so hatte der Aufenthalt doch für mich kein Unbehagliches dadurch, daß ich nicht wußte, wie weit die Aufnahme Sache der Gastfreundschaft, wie weit sie Sache des Geschäfts war. Da nun oben-
drein für die nächsten Tage zwei Beamte der Balffyschen Grundherrschaft angemeldet waren, die mich bei der Beschränktheit der Wohnung und der Bevorzugung, die ihnen gebührte, sehr in die Enge treiben mußten, beschloß ich, die Liebenswertigkeit der Wirte durch entsprechende Rücksicht zu erwidern und meine Untersuchung möglichst schnell abzuschließen, eine Aufgabe, bei der mir Woland bereitwillig an die Hand ging. Die drei Tage, welche mir im ganzen nur zu Gebote standen, verwandte ich einmal darauf, mich über die Verhältnisse der alten Hausgenossenschaft eingehender zu unterrichten. Dann lag mir am Herzen, einen recht alten, von Neuerungen so gut wie ganz unberührten Hof auffindig zu machen und in allen seinen Teilen aufzunehmen. Hierbei stieß ich indes bei der Kürze der Zeit auf unüberwindliche Schwierigkeiten, da bald das Wohnhaus, bald die Nebengebäude in letzter Zeit mehr oder weniger einen Umbau erfahren hatten.

(Schluß folgt.)



Dichterfreundinnen.

Von Franz Pfalz.

1. Charlotte von Stein.



Es ist immer so: die Frauen machen die Geschichte anziehender, aber auch verwickelter, als sie sein würde, wenn sie allein von Männern handelte. Ohne Zweifel, weil sich ein großer Teil des weiblichen Einflusses hinter geschlossenen Thüren abspielt. Auch die Literaturgeschichte hat mit den Frauen zu rechnen, und hier sind es besonders die sogenannten klassischen Zeiten, denen die Frauen gewissermaßen Weihe und Glanz verleihen. Nicht als Schriftstellerinnen vom Hand-